

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 2 Beilage zur Gleichheit 1912

Inhaltsverzeichnis: Eichendorff. Von Otto Wittner. — Singen ist gesund. Von Th. — Berichtigung. — Feuilleton: Das Geheimnis des Waldes. Von Gustaf af Geijerstam. (Schluß.)

Eichendorff.

Von Otto Wittner.

Die große literarische Bewegung, die im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts alle Literaturgebiete sich unterworfen hatte, hat im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung wie der Stärke, mit der sie Leben und Dichtung ergriff, wenig Werke hinterlassen, die dauernd im Bewußtsein des Volkes fortleben. Wenn wir von dem Werke Kleists und einigen Erzählungen Hoffmanns absehen, so ist's gar wenig, was da übrig blieb. Von der vielbändigen Lebensarbeit der Arnim und Brentano etwa kaum mehr als ein paar Novellen und Märchen, eine keineswegs große Zahl wohlgeformter lyrischer Gedichte, die den besten Teil ihrer Wirkung dem eifrig betriebenen Studium des Wesens und Werdens deutscher Volkslieder verdanken. Ein Name aber, der unter den ersten im goldenen Buche unserer romantischen Literatur verzeichnet ist, flattert noch immer wie ein farbenbuntes Banner in der vom frischen Hauche des Lebens bewegten Luft. Bei seinem Klange erwachen alle guten Geister deutscher Poesie. Es ist der Name Eichendorffs.

Und doch ist kein größerer Gegensatz möglich als der zwischen unserer Welt und jener, die Eichendorff in seinen Dichtungen erschaffen hat. Das zeigt sich am schärfsten in seinen Prosawerken. Hier ist alles heiter, Lebenslust schwellt die Adern und strafft die Muskeln, man erringt seine Siege ohne sonders Mühe und trägt seine Niederlagen ohne sonders Not, und Trauer und Schmerzmüt sind nur dazu da, die Lust am Leben, Lieben, Spielen und Singen mit einem klein wenig Bitterkeit zu höherem Geschmack zu würzen; sie haben nur einen leichten Flor über bunte Gewänder gezogen, den ein leiser Wind fortbläst und jedes Sonnenstrahlchen durchleuchtet. Wenn der Gärtnerbursch, der Taugenische, ein Lied von Grab und Sterben singt, weil ihm seine „vielschöne, hohe Frau“ zu ferne steht und gerade keinen Blick gönnt; wenn der Graf Gaston nach einigem Schmachten die schöne Diana entführt und noch unterwegs erkennt, daß sie nicht die Rechte für ihn ist, und in reuigem Erinnern zu seiner früher geliebten Leontine zurückkehrt; wenn der fidele und fidelebenamste Student Suppius seiner unbekanntem Liebsten Serenaden bringt und am nächsten Tage einer anderen Schönen Herz und Hand reichen will — dann wird uns so recht deutlich, wie wenig tief in dieser Welt Gefühle und Leidenschaften gehen. Leben und Tod und alles, was zwischen diesen beiden Polen der Endlichkeit liegt, huscht hier aneinander vorbei, oberflächlich, flüchtig, unvermischt und unverbunden wie die Figuren eines Schattenspiels. Es ist eine Welt, der jede wahrhaftige Tragik fehlt, wie ihr auch der wahrhaftige Humor fern liegt. Denn beide erwachsen nur aus dem tiefen Grunde des Ernstes. Und diese Welt, die keine Gegenätze kennt, kennt auch den Ernst nicht. Im bunten Fluge wirbelt sie ihre Geschöpfe durcheinander. Das gibt die sonderbarsten Kreuzungen, alle Linien schneiden sich in den unwahrscheinlichsten Punkten. Keiner dieser Eichendorffschen Helden weiß, wohin er geht. Sie sind Marionetten in der Hand des Unsichtbaren, am feinen Fädchen über Stod und Stein, durch Dicht und über Berg geführt, und doch zuletzt jeder weiße seinem Ziele zugelenkt, dem Kloster oder der weißheidenden Hochzeitskutsche. Dieses Fädchen führt den Müllerburschen ins Grafenschloß und zieht ihn von seiner im Liebesgram unternommenen Flucht ins gelobte Land Italien nach hundert Irrungen und Wirrungen zurück in die Arme seiner geliebten Traumgräfin; läßt das bemooste Haupt Suppius nach all den Abenturen einer tollen Fahrt im wider Willen gestohlenen Prunkwagen und wunderlichen Kapriolen in einem verlassenem Schlosse an der Seite seiner Gräfin selig werden; lenkt den Grafen Florio (wie man sieht, bewegt man sich bei Eichendorff immer in der allerbesten Gesellschaft) aus der Verworrenheit nächtlicher Spulgesichte in die Arme seiner reizenden Bianca. „Und es war alles, alles gut,“ schließt der Taugenische die Erzählung seiner Kata, und so könnte jede typisch Eichendorffsche Novelle schließen.

Die Frömmigkeit des Dichters vor der Vorsehung, die alle seine Gebilde von der kleinsten lyrischen Strophe bis zum Roman durchzieht, zeigt sich hier von der heitersten Seite. Die Vorsehung fügt

alles zum besten in dieser schönen Welt. Es mag einmal vorkommen, daß die Ereignisse einen Schatten über die selig heiteren Gefilde gleiten lassen. So im „Schloß Duranda“ etwa, wo die dumpfe, häßerfüllte Stimmung des geknechteten Volkes unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution nicht übel charakterisiert ist. Aber dann naht wenigstens im letzten Stündlein versöhnende Verklärung, und Graf und Jägermädchen gehen vereint in die ewige Glorie ein. Nie aber ist in dieser Welt einer, was er zu sein scheint. Die Gräfin ist schließlich keine Gräfin, der Räuberhauptmann kein Räuberhauptmann, die reiche Braut nur eine verkleidete Marktelenderin im geraubten Schmutz. Besonders dem Geschlecht der auf dieser Puppenbühne Agierenden ist keineswegs zu trauen. Es wimmelt hier von verkleideten Mädchen, die als Jägerburschen, Pagen, Grooms diese bunte Welt durchziehen, irgendeinem verlorengegangenen oder entflohenen Liebsten nach, dem sie am Schlusse in die Arme sinken. Es ist eine Märchenwelt, in der all diese Gestalten sich bewegen, all diese Begebenheiten geschehen, wenn sie auch von der Stimmung und Art der uns vertrauteren Welt des tiefen deutschen Volksmärchens weit verschieden ist, und märchenhaft sind alle Erzählungen Eichendorffs, mag er sie auch einmal mit mehr oder weniger realistischen Details schmücken oder durch die Fülle der Episoden zu Romanen anschwellen lassen. Und diese Märchenstimmung ist es, die uns immer wieder zu Eichendorff hinzieht. Ein einziger Akkord bringt alle Saiten dieser Stimmung zum Vibrieren, entlockt ihnen die wunderbarsten Harmonien: die Sehnsucht. Die Sehnsucht treibt alle diese Menschenlein vorwärts auf ihren verschlungenen Wegen, Sehnsucht fördert ihre Laten unbekanntem Zielen zu, Sehnsucht spricht zu ihnen aus dem Säusen der Wälder, dem Räuschen der Bäche, dem leisen Glanz des Mondes. Und Sehnsucht ist auch die einzige Brücke, die aus unserer Welt der Schwere zu dieser führt, in der die Gesetze der Schwere aufgehoben scheinen: Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, nach allem, was anders ist und welkenweit verschieden von dem Alltag, der uns erdrückt, unser eigenstes stilleres Wesen in seinem Gelärm und Gedränge übertäubend. Das alles, der ganze Kosmos dieser ewigen Gefühle wird wieder in uns wach, wenn wir dieser Stimme lauschen.

Man hat vielfach gemeint, daß den eigentlichen Wert der Eichendorffschen Dichtung die Aufrichtigkeit, Tiefe und Reinheit ihres Naturempfindens ausmacht. In der Tat ist Eichendorffs Naturgefühl weder rein, noch ganz und gar aufrichtig, noch sonderlich tief. Es wäre leicht zu erweisen, wie sehr er hier von anderen Dichtern seiner Zeit, sogar seiner Kunststrichtung, etwa Kleist oder der kindlichen Natur Bettina, übertroffen worden ist. Er sieht die Welt durch gefärbte Gläser. Er kann die Natur überhaupt nicht als ein Ganzes erfassen. Andererseits ist ihm das liebevoll fromme Sichversenken in das Kleine und Unbedeutende meist doch eigentlich versagt. Er macht sich Ausschnitte aus der Natur, die er sich kunstreich zu präparieren weiß und dem Bedarf der Stimmung anpaßt. Sie wird ins Typische stilisiert, nicht in ihrer tausendfachen individuellen Mannigfaltigkeit künstlerisch bewältigt. Sie wird ins Phantastische gesteigert, oder, wenn man will, herabgedrückt. Das ist übrigens eine Phantastik, die allem Grotesken im weiten Vogen ausweicht, das dem Werke Hoffmanns seine scharf geprägte Eigenart gibt. So wird die Eichendorffsche Landschaft schließlich konventionell, sie wird aufgebaut wie eine Theaterkulisse, aber eben: auch mit der sicheren Wirkung einer solchen. Wir können uns dem Reize dieser Einheitslichkeit, dieser Geschlossenheit nicht entziehen. Immer wieder greifen wir zu den längst vertrauten Büchern und lassen uns von ihnen willig gefangen nehmen. Wir sitzen mit im Reisewagen und rollen im raschen Laufe der schwarzen ungeduligen Kasse durch die laue Sommernacht. Der Vollmond steht über den Bergen, sein Licht hüllt die Gelände in einen mildigen Glanz, der Nachtwind rauscht leise in den Wipfeln. Es rührt sich geheimnisvoll im dichten Schatten, hinter den bergenden Stämmen. Aus den Fenstern des Schlosses, das vom Berge herabgrüht, bricht festlicher Lichterschein. . . Wir reiten auf blanken Pferden in den leuchtenden Sonnenmorgen hinein. Hörnerschall, das Schmettern von Jägerfanfaren erfüllt den ganzen Wald. Das „Halali“ kündigt, daß das Wild, dessen Fährte wir nachgezogen sind, zur Strecke gebracht ist, und ein leuchtender Blick aus schönen Augen begrüßt die glücklichen Schützen wie vor Zeiten die Sieger im Turnier. . . Wir ziehen nach Burschenweise durch die Wälder, unter Liedern, hügelaufl-

hügelab. Wir grüßen vom hohen Berge herab die Lande unter uns und wandern unter Zauchgen in die blühenden Täler Italiens ein, stehen am Tore sühdustender Gärten, in denen die Springbrunnen plätschern und schöne Frauen über den goldglänzenden Kies wandeln. . . . Wir mischen uns unter das Volk, das unter der Linde nach der Fiedel tanzt oder im Albergo aus strohumflochiener Flasche seinen Chianti zecht. Wir erfüllen mit unserem Gitarregeklimmer die heraufschende Luft blaugoldener italienischer Nächte. . . . Das Unglück ist in dieser Eichendorffschen Welt ebenso selten wie das „schlechte“ Wetter.

Die Bestandteile, aus denen sich die romantische Welt zusammensetzt, finden wir also hier alle wieder, und sie bilden bei Eichendorff eine lieblichere Mischung als irgendwo sonst. Vereicht hat der Dichter diesen eisernen Bestand kaum, man kann sogar sagen, daß er sich im wesentlichen nur an der Grenzlinie der Romantik bewegt und ihre wunderfame Ideentiefe nicht ausgeschöpft habe. Auch von der berühmten „Ironie“ macht er nur in sehr sparsamen Dosen Gebrauch, am meisten, wenn er nach gutem altem Brauche auf den „Philister“ losschlägt. Diesem lustigen Krieg widmet Eichendorff ein ganzes Satirspiel, worin er dem unfruchtbaren Gelehtendünkel, der leicht-selbstzufriedenen Aufklärung, dem vielbeschreibenden, jede Lebensregung unter einem Stoß Affen begrabenden Beamtentum (der Dichter war selbst Beamter) energisch auf den Leib rückt. Aber mit jener Objektivität, die den Menschen mehr ehrt als den Satiriker, hat er die Mißschläge seines Witzes auch in das Lager der „Poetischen“ herabgeschleudert, die die Philisterstadt belagern. Sie treffen scharf und brennend jene verfliegene Romantik, die den Zusammenhang mit dem Leben verliert — und von der Eichendorff selber durchaus nicht frei ist —, die alles Alte verherrlichende Vergangenheitssehnsucht, das Modenarrentum, die Deutschtümelei. Die meisten Schläge hageln auf den breiten Rücken des Publikums herab, dessen Trägheit, Gedankenlosigkeit und Sensationslust allen Satirikern aller Zeiten den Türkenkopf abgegeben haben, mit welchem Erfolg, lehrt die beständige „Wiederkehr des Gleichen“. Hier spielt das Publikum mit, stellt Betrachtungen über Handlung und Sinn des Stückes an, die den Dialog oben auf der Bühne unterbrechen, treibt durch seine Eingriffe die Handlung zu rascherer Bewegung vorwärts, klatscht jedem Schwulst, jedem groben Analleffekt begeistert zu und muß sich schließlich dafür vom Verfasser und seinem Doppelgänger, dem Narren, Grobheiten aller Art sagen lassen. In einer Novelle hat Eichendorff dieses Publikum in der Gestalt eines etwas ungeschlachten Bildungsphilisters dieses Namens symbolisiert, der glaubt, daß ihm für seine Reichtümer alles zu Gebote stünde. Publikum wirbt um die schöne Aurora, die verkörperte Poesie, und feiert das Hochzeitsfest mit großem Schall, bis er schließlich erkennen muß, daß er statt der Ersehnten nur ihre Kammerjungfer zur Ehe erhalten hat!

In manchen neueren Darstellungen unserer literarischen Entwicklung ist wohl dem Lyriker Eichendorff das Denkmal errichtet, das ihm gebührt, doch von dem Erzähler ist nur mit einem gewissen, etwas hochmütigen Achselzucken die Rede. Selbstverständlich sind aber diese beiden Seiten von Eichendorffs künstlerischem Wesen und Vermögen nicht zu trennen. Hat doch auch der Dichter die äußere Trennung seiner Lyrik von seiner Prosa erst spät vorgenommen: etwa ein Drittel seiner Gedichte, die besten und vollstündlichsten unter ihnen, ist ursprünglich in seinen Erzählungen enthalten gewesen. Eichendorff selbst spürte also diese Einheit aus innigste. In seiner Epik finden wir gerade nicht das, was den großen Epiker ausmacht: die klare Darstellung eines schicksal-mäßigen Vorganges, die planvolle Verknüpfung menschlicher Erlebnisse, die Entwicklung interessanter Charaktere. Der Reiz der Eichendorffschen Erzählung ist dagegen lyrischer Art. Ihre Stimmung ist es, die uns immer wieder in ihren magischen Bann zieht. Aber überall, wo sie keiner Steigerung mehr fähig scheint, wo der Prosastil Eichendorffs schon alle seine Künste entfaltet hat, blüht das Lied aus der Prosa hervor und erschließt wie von selber seine Knospen. Die Welt seiner Lyrik ist also dieselbe, die uns schon aus seinen Erzählungen vertraut ist. Vom ganzen Lebenswerk Eichendorffs ist nichts so sehr in die Massen gedrungen wie seine Lieder. Sie haben außergewöhnlich tief, bis zum Kerne, den Einfluß des deutschen Volkslieds erfahren, das damals eigentlich zuerst in die Literatur eingereitet ist durch die berühmte Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“. Arnim und Brentano gehörten übrigens zu Eichendorffs persönlichem Kreis, er machte ihre Bekanntschaft gerade, als sie am Wunderhorn arbeiteten. Manche seiner Lieder sind wie aus der Volksseele heraus gedichtet, so daß wir uns kaum noch des Verfassers bewußt werden, wenn wir ihnen begegnen. Am bekanntesten sind wohl seine Wanderlieder geworden, die wir

nicht lesen können, ohne daß uns die Hand nach dem „Wanderstab“ zuckt. Die tiefsten unter seinen Liedern sind wohl jene, in denen der Dichter eine Nachstimmung beschreibt; wie die Dämmerung hernieder sinkt, oder die unheimlich drückende Schwüle, während ein Gewitter heraufzieht, oder wie der Vollmond die stillen Felder mit Licht überschüttet.

Schweigt der Menschen laute Lust:
Kauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.
Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Aus diesen Liedern spricht die Eichendorff eigentümliche innere Melodie besonders deutlich, die sich nur empfinden, nicht bestimmen läßt. Einige seiner Liebesgedichte sind ihm ganz Gesang geworden. So „Verschwiegene Liebe“.

Aber Bissel und Saaten	Errät es nur eine,
In den Glanz hinein —	Wer an sie gedacht,
Wer mag sie erraten,	Beim Rauschen der Haine,
Wer holte sie ein?	Wenn niemand mehr wacht,
Gedanken sich wiegen,	Als die Wolken, die fliegen —
Die Nacht ist verschwiegen,	Mein Lieb ist verschwiegen
Gedanken sind frei.	Und schön wie die Nacht.

In Eichendorffs Lyrik ragt auch der Ernst des Lebens hinein, stark und still, der in seinen Erzählungen keinen rechten Platz hat und in seinen Romanen durch tausend unruhige Schnörkel umrankt und verwirrt wird. In seiner Lyrik klagt er in erschütternden Tönen seinen Schmerz über den Tod seines Kindes aus. Da setzt er Freunden, einem geliebten Bruder ein Denkmal der Trauer. Da beschreibt er das Grab seiner Geliebten. Dies sind Verse von höchster Ursprünglichkeit und Einfachheit:

Zieht der Einsiedel sein Stöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Lösslein
Ibers ganze Gesicht.
Und daß sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedeket,
Da träumt sie von mir.

Hier in den Liedern hat auch die echte und tiefe Frömmigkeit des Dichters ihre Verklärung gefunden.

Joseph Freiherr v. Eichendorff wurde am 10. März 1788 in Oberschlesien geboren und starb am 26. November 1857 zu Reiffe. Sein Leben floss viel einfacher dahin als das seiner Brüder in Apoll, eines Kleist, Hoffmann oder auch Brentano. Es ist fast banal: Student in Halle und Heidelberg, Freiwilliger von 1813, das heißt ohne ins Gefecht zu kommen, endlich die korrekte und Geduld heischende Karriere des preussischen Beamten, die ihn bis zum Rat im Kultusministerium emporsteigen läßt. So hat er äußerlich wenig erlebt.

Eichendorff hat die Welt, in der er steht, mit den Augen des Dichters gesehen, dem sie ganz und gar zum lyrischen Erlebnis wird. Er sagt einmal:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Das gilt von ihm wie von keinem andern. Er hat das Zauberwort gesprochen, und die ganze Welt hebt an zu singen an.

o o o

Singen ist gesund.

Singen übt auf den menschlichen Körper einen sehr günstigen Einfluß aus, der von größerer Bedeutung ist, als man gemeinhin annimmt. Namentlich die Atmung und ihr Organ, die Lunge, wird durch das Singen gefördert. Das läßt sich zahlmäßig beweisen.

Beim gewöhnlichen Ein- und Ausatmen wird immer nur ein geringer Teil, ungefähr ein Siebtel der in der Lunge vorhandenen Luft erneuert; erst angestrengte, recht tiefe Atmung, zum Beispiel beim Bergsteigen, bewirkt einen ausgiebigeren Luftwechsel. Man kann die Lungenventilation gewissermaßen mit der Lüftung eines Zimmers vergleichen. Lüftet man nur ganz oberflächlich, indem man vielleicht nur einen Fensterflügel öffnet, dann wird die schlechte Binnenluft nie so vollständig und schnell durch reine Außenluft ersetzt, wie wenn man alle Fenster öffnet. Die in der Lunge verbleibende Luft ist aber mit giftigen Gasen (Kohlensäure) vermischt und daher für den Organismus schädlich, während eine recht ausgiebige Lungenventilation bei tiefem Vollaftmen den Geweben den nötigen Sauerstoff in reichlichem Maße zuführt.

Durch wiederholte Übung tiefer Ein- und Ausatmung kann man auch die Fassungskraft der Lungen, also die Luftmenge vermehren, die die Lungen beim Atmen aufzunehmen vermögen. In dieser Beziehung dürfte es aber kaum ein zweckmäßigeres Verfahren geben als Gesangsübungen, durch die nicht nur die Fassungskraft der Lunge vergrößert wird, sondern durch die auch gleichzeitig für die ausgiebigste Entleerung der schlechten Luft aus den Lungen gesorgt ist. Bei richtigem Singen wird nicht eher von neuem geatmet, als bis der vorhandene Luftvorrat auch gehörig verbraucht ist.

Den größten Nachteil bei der gewöhnlichen oberflächlichen Atmung erleiden die Lungenspitzen. Wie bei einer nur oberflächlichen Zimmerlüftung — um bei dem obigen Vergleich zu bleiben — die alte schlechte Luft hauptsächlich in den Ecken und unter den Möbeln sich hält, so tritt auch in den äußersten Lungenzweigen die geringste Lufterneuerung ein, allmählich wird dort nur noch wenig oder gar kein nährendes und kräftigendes Sauerstoff zugeführt, die Gewebe werden gegen Krankheitskeime widerstandsunfähig. Daher haben gerade dort die meisten Erkrankungen der Lunge ihren Ursprung, vom einfachsten Epigenlatarrh bis zur schwersten Tuberkulose. Nur tiefe Atemzüge schaffen auch eine gründliche Lüftung der Lungenzweigen, der gefährlichsten Brutstätte der Tuberkelbazillen. Also müßten Verursacher gegen tuberkulose Erkrankungen so gut wie gefeit sein? In der Tat haben dies erfahrene Spezialärzte versichert. Durch das Atmen beim Singen wird den Lungen auch bedeutend mehr Blut zugeführt, und die gesteigerte Blutfüllung eines Organs ist eines der wirksamsten Schutz- und Heilmittel gegen die Tuberkulose. Da durch tiefes Atmen der Kreislauf beschleunigt und die Blutbahnen erweitert werden, so bildet Singen ein besonderes Kräftigungsmittel des Herzmuskels. Sachverständige Ärzte erklären diese regelmäßige tiefe Atmung geradezu als „eine heilsame Massage des Herzens“. Wenn die Lungen durch tiefe Atmung mehr Sauerstoff in sich aufnehmen, so wird natürlich auch das Blut bedeutend verbessert. Für wen aber wäre dies wichtiger als für die vielen blutarmen und bleichsüchtigen Mädchen? Daher sind gerade diesen regelmäßigen Gesangsübungen sehr zu empfehlen. Freilich darf die Brust dabei nie durch beengende Kleidung in der vollen freien Atmung behindert werden. Die gesteigerte Lungenventilation durch das Singen bewirkt eine Beschleunigung des Blutstromes, Anregung des gesamten Stoffwechsels und somit Steigerung des Nahrungsbedürfnisses. Kein Wunder also, wenn sich fast alle Sänger und Sängerinnen in gutem Ernährungszustand befinden. Die mit dem Singen verbundenen ausgiebigen Bewegungen des Zwerchfells und der Bauchwand wirken auch wesentlich auf die Tätigkeit der Verdauungsorgane ein. Sie bilden gewissermaßen eine natürliche Massage. Vorwiegend leidet das weibliche Geschlecht an Verdauungsstörungen, da bei ihm die Zwerchfellatmung an und für sich schwächer ist, und was von natürlicher Bewegungsfähigkeit übriggeblieben, noch häufig durch ein beengendes Korsett gehemmt wird. Aber auch bei Männern mit sitzender Lebensweise werden die Verdauungsorgane in ihrer Tätigkeit behindert, woraus sich leicht Blut- und Gallenstauungen entwickeln. In allen diesen Fällen ist zur Vorbeugung und Heilung regelmäßiges Singen sehr vorteilhaft.

Übung der Atmung bildet zugleich Übung der Atmungsmuskulatur. Bei ausgiebiger Gesangsatmung wird aber fast die gesamte Muskulatur des Halses und des Rumpfes in Anspruch genommen. Auch die Wirbelsäule wird gestreckt, und immer nimmt man beim tiefen Atmen eine gerade Haltung ein; krumm stehende Sänger und Sängerinnen sieht man nie. So ist das Singen zugleich eine Muskelgymnastik, die einen wesentlichen Teil der gesamten Körpermuskulatur kräftigt. Ungenügende Atembewegungen führen auch zu frühzeitiger Verknöcherung der Rippentorpede und verursachen dann durch deren Mangel an Elastizität die Atembeschwerden des Alters. Durch regelmäßiges Singen wird aber die Elastizität der Rippentorpede erhöht und der Brustkasten dauernd erweitert. Dadurch entsteht nebst der Gerabehaltung des Körpers auch eine im künstlerischen Sinne schöne, volle Form der oberen Körperhälfte.

Ist so regelmäßiges Singen eine der gesündesten körperlichen Übungen, so ist es eine Pflicht der Eltern, ihre Kinder möglichst viel zum Singen anzuhalten. Sie bewirken dies am erfolgreichsten, indem sie selbst mit ihnen zu Hause und auch im Freien auf Spaziergängen regelmäßig oder doch recht oft singen. Auch Marschlieder dienen nicht allein der Unterhaltung, sie erhöhen zugleich die Marschfähigkeit, steigern die körperliche Spannkraft und Leistungsfähigkeit. Die Eltern dürfen sich vom Singen nicht durch das Empfinden abhalten lassen, daß sie vielleicht keine geschulten Sänger sind. Unbewußt hat die Menschheit von jeher den segensreichen Einfluß des Singens auf die Gesundheit gefühlt, der in der gehobenen Stimmung, der fröhlichen Laune und dem körperlichen Wohlbehagen der Singenden unmittelbar zum Ausdruck kommt. Daher stimmt auch der Hygieniker mit Freuden dem Dichtervort bei: „Singe, wem Gesang gegeben!“ th.

o o o

Berichtigung. In dem Artikel „Die Stellung der Frau in Marokko“ (Nr. 25 des vorigen Jahrgangs) hat sich ein Versehen eingeschlichen. Seite 97, Spalte 2, Zeile 9 von oben muß es heißen: So soll zum Beispiel in der Türkei die Frau eines Justizministers usw.



Das Geheimnis des Waldes.

Von Gustaf af Geijerstam.

(Schluß.)

Vergrämt und kummervoll sah Martina aus, wie sie so dahinwanderte; in der Hand trug sie die Milchflasche und auf dem Rücken den Wetzelsack, so daß die Hunde durch die Federn auf den Weg herausgeschossen und bellten, wenn sie vorüberging.

Zwei Jahre lang wanderte Martina so, und in all der Zeit ward es mit Jakob nicht besser. Es wurde auch nicht schlimmer. Zuletzt war kein Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter, Sonnenschein und Regen. Es war nichts als ein einziger, langer Tag voll Elend, der kein Ende hatte.

„Wenn ich nur sterben könnte,“ pflegte Jakob zu sagen. „Dann würd' es doch besser für dich.“

Da ward Martina so schwach, daß sie die Tränen beim besten Willen nicht zurückhalten konnte.

„Was soll denn aus mir werden, wenn du stirbst?“ sagte sie. Bei sich selber fühlte sie ja — so schlimm, wie es jetzt war, konnte es nicht bleiben. Aber das ihm zu sagen, der dalag und sich nicht helfen konnte, das vermochte sie nicht.

In einem Sommertag kam Martina vom Ort und wollte heim. Viel hatte sie nicht bei sich. Denn die Menschen werden es müde, dem zu geben, der oft um Hilfe bitten muß. Und Wetzeln ist ein schweres Handwerk für den, der keine Freude am Leben hat. Der Sack, den sie auf dem Rücken trug, war darum leicht zu tragen, und die Milchflasche, die die kleine Alte in der einen Hand hielt, war auch nicht schwer. Die Sonne brannte heiß, als Martina über das Torfmoor ging. Auf den Erdbügeln reisten die Muldbeeren und fern in den Tannen piff der Schwarzspecht. Als sie weiter ging, mußte Martina sich bücken, um nach den unreifen Preiselbeeren zu sehen. Sie ging rund um ihren altgewohnten Platz, beugte sich über die Erdbügel und schaute und schaute. O, wie viele es gab! Und wie viele reife Blaubeeren! Nur sie, — sie konnte sie nicht mehr pflücken und verkaufen wie früher; sie wanderte im Orte umher und bettelte, weil sie nicht die Kraft hatte, zu gleicher Zeit einen kranken Mann zu versorgen und für sie beide zu arbeiten. So still war es hier, so einsam! Martina ließ den Sack fallen, stellte die Flasche ab und setzte sich. So müde war sie, müde des ganzen Lebens! Wenn jetzt die Waldfrau käme und ihr etwas schenkte! Oder der, dessen Namen sie nicht einmal ausdenken mochte, er, der immer bereit war, wenn ein Mensch wirklich in Not war! Warum kam er nicht jetzt? Warum sah sie nichts? Sie, die so viel gesehen hatte? Warum hörte sie jetzt nicht einmal das kleine Volk im Dickicht rauschen, sie, die früher so viel gehört hatte? Warum schwieg der Wald? Und warum gab es keinen Menschen, der mit ihr heimging und sah, wie es da stand, ihr in ihrer Not half und ihr das ein bißchen erleichterte, was so ein altes Weib nicht allein zu tragen vermag? Aber der Wald rings um Martina schwieg. Sie hörte den Auerhahn ferne lärmen und mit den Flügeln gegen die Zweige der Kiefern schlagen, um in die Höhe zu kommen. Sie hörte die Tauben gurren mit ihrem scharfen, Inarrenden Laut, und den seltsamen Vogel, dessen Namen sie nie gehört hatte, schreien wie ein Mensch in Not. Aber sonst war alles um sie her still. Der Wald schwieg, sie sah nichts

als Bäume, Tannennadeln, Sonnenschein, Müden, Moos und graue Flechten. Die Luft zitterte vor Hitze, und alles stand so still um sie her, daß sie sich fürchtete.

Und Martina, die ihr ganzes Leben lang im Walde gewohnt hatte, die den Fuchs in den Winternächten hatte schreien hören und den Wolf wie ein graues Phantom in der bitterkalten, sternklaren Winternacht um den verschlossenen Stall hatte schleichen sehen, fürchtete sich zum erstenmal in ihrem Leben davor, allein im Walde zu sein. Es war, als ständen die Bäume zu nahe auf ihr, als würde es zu still um sie her, zu leer, zu öde, zu ruhig. Zitternd erhob sie sich, um zu gehen. Zitternd hing sie den Saß über ihre Schultern und nahm die Milchschale zur Hand. Zitternd stand sie und horchte auf dies tiefe Schweigen, das wie ein einziges, schweres, von keinem Laute unterbrochenes Seufzen klang. Ihrer eigenen Schritte unsicher, ging sie weiter und blieb nicht eher stehen, als bis sie das Ufer erreicht hatte, wo der morsche Kahn lag. Hastig stieg sie ein und stieß vom Lande ab. Aber ihr deuchte, um sie her wäre es wie Hände, die sie greifen würden, sobald sie sich umwendete. Die Knorren im Walde, die Baumwurzeln, die Steine, die alten, verwitterten Bäume, die moosbewachsenen Felsblöcke und die Wachholderbüsche, die rund und buschig zu äußerst auf dem Berghang wuchsen, alle hatten sie Leben, und alle schwiegen sie, schwiegen so, daß sie die Luft mit ihrem Schweigen erfüllten und sich zu abscheulichen Götzenbildern wandelten, die in steinernem Schweigen ihre Not angrinsien. Naß ruderte Martina über den langen, schmalen See. Sie hörte die Wildenten, die ihr Quar-quar hinter ihr her schrien, die Wildenten, die Jakob nie das Herz gehabt hatte zu schießen. Aber sie wandte sich nicht um, um nach ihnen zu sehen, sondern zog den Kahn ans Land und lief mehr, als daß sie ging, an den Erlen am Ufer vorbei und hinauf nach dem Haus. Es war, als wenn das Schweigen des Waldes hinter ihr herriefe und sie vorwärts jagte.

Im Haus lag Jakob in seinem Bette, wie er nun zwei Jahre lang gelegen hatte. Als Martina eintrat, schlug er nicht einmal die Augen auf, und, noch immer am ganzen Körper von dem Waldeseisfetzen zitternd, ging die Frau zum Herd, füllte ihn mit Reisig und Zweigen und zündete Feuer an. Es leuchtete auf in dem dämmerigen Raum, in den die kleinen Fenster nur so wenig Tageslicht einließen. Aber bis hin zu dem Winkel, wo Jakobs Gesicht lag, drang der Feuerschein nicht, und von dem Platz aus, wo Martina saß, vermochte sie nicht zu sehen, ob der Kranke noch immer schlief oder wach war.

„Bist du's, Martina?“ Klang plötzlich Jakobs Stimme aus der Ecke hinter dem Fenster. „Du bist lang ausgeblieben.“

„Ich war müde und hab im Wald gefessen und ausgeruht,“ erwiderte die Frau. „Wie ist es dir heut gegangen?“

„Wie alle Tage,“ kam die Antwort.

Jakobs Stimme klang so klar und mild, daß Martina nähergehen und ihn ansehen mußte.

„Ich glaube, ich hab eine Weile geschlafen,“ sagte der Alte. „Das kommt daher, daß ich so lang allein gelegen und gedacht habe.“

„An was hast du denn gedacht?“ fragte Martina.

Sonderbar! Es war, als hätte der Wald sie bis ins Haus verfolgt und das Entsetzen mit sich gebracht.

Jakob wandte den Kopf, um besser zu sehen. Jetzt fiel der Feuerschein über sein Gesicht. Es war mager und grau, wie das eines Menschen, der das Licht der Sonne lange nicht gesehen hat. Aber die alten Augen glänzten.

„Ich möchte gern die Sonne noch einmal sehen, eh' ich sterbe,“ sagte er. „Ich habe die Sonne immer so gern gehabt, und den stillen See draußen mit dem Wald. Glaubst du, du könntest mich so weit tragen, wenn ich selber helfe, so gut ich kann?“

Martina ging zu ihm hin und setzte sich auf den Bettrand.

„Was willst du draußen?“ sagte sie.

Jakob sah sie an mit Augen, die auf einmal ganz seltsam klar wurden.

„Ich will sterben,“ sagte er. „Und du sollst mir helfen. Du brauchst dich nicht zu fürchten, weil ich dich darum bitte. Es kann nicht so schwer sein, zu sterben. Leben kann ich doch nicht länger. Und wenn ich fort bin, brauchst du nicht mehr im Ort herumzugehen und für meinen Unterhalt zu betteln.“

Wieder deuchte es Martina, als wäre das Entsetzen aus dem Wald ihr ins Haus gefolgt. Sie faltete die Hände. Es waren dünne, alte, eingeschrumpfte Hände. Sie verstand, was der kranke Mann wollte; lang, eh es gesagt war, deuchte Martina, hatte sie Jakob bitten hören wie jetzt; und durch das Fenster sah sie, wie die Sonne schien und wie still der Rohrsumpf lag.

„Du sollst mir in den Kahn hinunterhelfen,“ sagte der Alte, „und ihn in den See hinauschieben. Dann sollst du wieder heim gehen und nicht weitersehen.“

Jakobs Augen suchten die seines Weibes, unruhig wie die eines Kindes, wenn es um die Erfüllung seines höchsten Wunsches bittet. Und wie Martina so dasaß, kam es ihr vor, als könnte es gar nicht anders sein. Das war es, womit der Wald sie erschreckt hatte, an dies hatte sie gedacht, als sie dort saß, wo das Torfmoor aufhörte und der Weg unter den Tannen emporstieg.

„Wann möchtest du es?“ sagte sie, und Tränen tropften aus ihren alten Augen.

„Jetzt scheint die Sonne,“ sagte Jakob.

Und seine Stimme klang ungeduldig wie die eines Kindes, das nicht warten will.

„Zwei Jahre lang hab ich hier gelegen und nur an das gedacht.“

Da setzte sich Martina ans Fenster und dachte nach, so gut ihr Verstand es zuließ. Viel hatte sie nie in Büchern gelesen und viel wußte sie auch nicht. Lange saß sie so, und Jakob lag still und störte ihre Gedanken nicht.

Zulezt stand Martina auf und sah, daß die Sonne noch am Himmel stand. Da nahm sie, ohne etwas zu sagen, ihren alten Mann, mit dem sie länger als ein Menschenalter zusammengelebt hatte, und richtete ihn im Bett auf. Hierauf trug sie ihn aus dem Hause und setzte ihn auf die Treppe. Er war mager und dünn geworden und war nicht schwer zu tragen. Da saß nun Jakob und sah auf Sonne und Wald und See und alles, was einst sein gewesen war.

„Wenn du jetzt kannst, so hilf mir weiter,“ sagte er endlich.

Da trug Martina den Ärmsten hinunter an den Strand und setzte ihn in den Kahn. Aber als sie das getan hatte, sank sie zusammen, nahm Jakobs Hand und vermochte nicht zu sprechen.

„Schiebe jetzt den Kahn hinaus,“ sagte Jakob leise, „und wenn du es getan hast, so geh wieder ins Haus hinauf und bleib nicht hier. Nimm dort das Buch und lies darin. Gott wird es schon verstehen, er, der weiß, wie es mir und dir ergangen ist.“

Da nahm Martina Jakobs Hand und drückte sie zum Abschied. Dann stieg sie den Kahn vom Land und wartete am Ufer, bis er in tiefes Wasser hinauskam. Hierauf ging sie allein den Hügel hinauf, und als sie in die Stube kam, nahm sie ein altes Buch und versuchte darin zu lesen. Es war nicht die Bibel. Es war Thomas a Kempis. Aber für Martina waren diese beiden Bücher eins, und irgendwelche andere hatte sie nie besessen.

Halblaut las die alte Frau die unfasbaren Worte des Buches. Es ging langsam und holperig, und die wohlbekannten Worte, die sie fand, waren ihr fremd. Zu ihrer Zeit lehrte man in den Schulen nicht viel, und das meiste von dem, was Martina gelernt hatte, hatte sie längst wieder vergessen. Ihre Gedanken wanderten über die Worte weg, und doch fand sie eine Art Trost in diesen fremden Worten, vielleicht gerade deshalb, weil sie so wenig von ihnen verstand. Als sie genug gelesen hatte, stellte sie das Buch sorgsam auf das Regal zurück. Dann ging sie wieder hinaus auf den Hügel und sah, daß der Kahn leer auf dem Wasser schwamm. Da setzte sich Martina am Ufer nieder, und was sie da dachte und sah, war mehr, als sie selber erklären konnte. Aber sie glaubte, daß sie an Jakobs Seele, an sich selber und an alles dachte, was sie beide miteinander erlebt hatten. Fromm und einfältig betete sie ein Vaterunser über dem stillen Wasser, in dem sich der Wald spiegelte. Und als sie das getan hatte, ging sie wieder ins Haus hinauf, hängte reine Laken vor die Fenster und streute Tannenreis auf den Weg, der von der Treppe zum See führte.

Hierauf ging sie zu Bett und schlief zum erstenmal allein in dem Häuschen am Rohrsumpf.

Als Martina später in den Ort hinunterkam, um Hilfe für die Auffindung von Jakobs Leichnam und das Begräbnis zu holen, erzählte sie ganz einfältig alles, wie es wirklich zugegangen war. Aber alle glaubten, sie erzähle ein Märchen. Erst als die, die mit ihr gingen, die Laken vor den Fenstern sahen und fanden, daß der Weg von der Haustreppe zum See hinab besreut war, konnten sie glauben, daß das Seltsame, das sie berichtet, Wirklichkeit war. Und als Jakobs toter Körper zuletzt angekleidet in dem Bett lag, in dem Jakob selbst so lange Jahre krank gelegen hatte, da standen viele um ihn herum, mehr, als je zuvor in dem niederen Häuschen versammelt gewesen waren.

Und alle begriffen, daß niemand zu wissen brauchte, was hier geschehen war. Was geschehen war, war das Geheimnis des Waldes, und keiner von denen, die es kannten, verriet, was er gesehen und gehört hatte, oder erzählte es im Ort. Denn was Martina getan hatte, das hatte sie aus Einsicht und Not getan. Und es paßte nur hierher, wo der Wald sich meilenweit erstreckte und wo der schweigende See den Wald widerspiegelte.